

Édouard Louis

»Zurecht der
neue Star der
französischen
Literatur.«

taz

R O M A N

Im Herzen der Gewalt

S. FISCHER



zu ihr gesagt, auch Unglück hätte ich nicht mehr ertragen in den Gesichtern der Leute, als ob es weniger authentisch wäre, weniger wahr, weniger tief, weniger real als meines).

Na ja, sie hat uns ja viel so Geschichten erzählt, unsere Mutter. Vielleicht hat er so reagiert, weil sie derart auf ihn eingeredet hat, als er noch zu Hause gewohnt hat. Keine Ahnung. Neulich in einer Sendung im Zweiten, da hat einer erklärt, wer nie was von der Liebe gehört hat, der würde sich nicht verlieben können. Hm. Wenn ich so was denk, dann denk ich gleich: Mach bloß das Fernsehen aus, Schätzchen, sonst brennen dir noch die Sicherungen durch. Aber dran denken tu ich trotzdem.

Das war, als sie angefangen hat, bei alten Leuten den Haushalt zu machen, bevor wir uns kennengelernt haben. Lässt sich nichts gegen sagen, der Beruf hat Zukunft, alle Jungen werden mal alt irgendwann. Sie hat sie gewaschen und ihnen ihre Tabletten gegeben, und wenn sie wieder zu Hause war, hat sie rumgejammert. Ich schwör dir, wie eine Irre hatte die gekämpft um den Job. Hier bei uns kann eine Frau nicht viel machen, schon gar nicht, seit die Fabrik niemanden mehr einstellt, alles geht den Bach runter, und jetzt heißt es noch von wegen, angeblich soll sie ganz zumachen.«

Und mehr noch, es war noch viel schwieriger gewesen, als sie es da sagt, denn unsere Mutter hatte keinen Führerschein und musste sich gegen die Konkurrenz der anderen Frauen behaupten, vieler Frauen, die diesen Beruf ergreifen wollten, teils, um Geld nach Hause zu bringen, teils, um sich von ihren Männern unabhängiger zu machen. Sie hatte kämpfen müssen für ihre Stelle, die wie durch ein Wunder frei wurde, sie ließ ihr Fahrrad herrichten, eigens dafür, und schwang sich darauf, um von einem Amt zum anderen zu fahren, sie zog sich gut an und band sich das Haar straff nach hinten, schminkte sich jeden Tag etwas geschickter als am Tag davor. Dabei sagte unser Vater, er möge das nicht, er machte ihr Vorhaltungen oder wollte es ihr verbieten, »Ohne siehst du viel besser aus«, »Das taugt nur für Huren«, und sie ging Klinkenputzen auf den entsprechenden Ämtern, ging immer wieder hin, wenn sie eine Absage bekam oder spürte, dass ihr die Situation aus den Fingern glitt, wegrutschte, sie wollte

ihre Entschlossenheit beweisen, fuhr mit dem alten Fahrrad herum, ob es regnete oder schneite, schrieb einen Brief nach dem anderen, rief da an, um ihre Besorgnis kundzutun, wenn keine Antwort kam. Und dann schaffte sie es, für ein paar Jahre wurde das ihr Beruf. Wenn sie nach Hause kam, schilderte sie uns, wie ihre Alten – wahrscheinlich aus einer Art animalischem Instinkt heraus – sich restlos gehen ließen, als wollten sie die anderen für ihren nahen Tod zahlen lassen, als würde es den Gedanken an den Tod erträglicher machen, wenn sie dafür sorgten, dass sie widerliche Erinnerungen hinterließen; sie zerbrachen alles im Haus, rissen die Tischtücher herunter, schmissen Souvenirs auf den Boden, warfen Geschirr an die Wand.

»Und jeden Tag dasselbe. Jeden Tag haben sie mit ihrem Krimskrams geworfen, gerahmten Fotos, Schneekugeln aus Lourdes, Tischsets, die sie aus dem Urlaub mitgebracht hatten. Alles haben sie kaputt gemacht, zertrümmert. Und dazu haben sie herumgeblökt wie die Irren, so was hast du noch nicht gehört und wirst es auch nie hören, so Schreie, die bleiben nicht in den Klamotten hängen, die nimmst du mit nach Hause und kannst sie nicht vergessen, oh, und sogar Frauen, die ihr Leben lang einen auf feine Dame gemacht hatten, immer so hübsch und besonders. Sogar die, glaub ja nicht, die wären besser als die anderen, im Gegenteil. Sogar noch versauter sind die, weil sie endlich loslegen und alle machen können, was sie sich im Leben verkniffen haben. Die krähen dann immer so dreckige Lieder, *Still liegt der Puff, die Nutten schlafen* oder *Wer bumst denn da, wer bumst denn da (so spät an meine Tür)*, so was in der Art, und an manchen Tagen, den schlimmsten Tagen, da erledigen sie ihre Bedürfnisse überall in ihrer eigenen Bude, hat meine Mutter mir erzählt, auf dem Küchentisch, am Boden, überall hin. Überall haben sie sich erleichtert, und meine Mutter versuchte auf den Knien, ihre alte Schlapphaut im Wohnzimmerstuhl, ihre Falten sauber zu kriegen mit nichts als einem harten Waschlappen und einer ollen Plastikschüssel, die Körper dermaßen schlapp, als würden sie vom Stuhl quellen oder regelrecht runterfließen. Und die Mutter kam weinend von der Arbeit nach Hause. Die konnte einfach nicht mehr.

Und weinte: Stell dir bloß mal vor, die alte Milard hat überall hingeschissen. Hat sich mit dem Esszimmervorhang abgewischt. Ich halt das nicht mehr aus, lang mach ich das nicht mehr mit, lange nicht mehr, sagte sie. Überall Scheiße, ich hab die wegmachen müssen und kann doch den Gestank nicht ab, du weißt ja, Scheiße hab ich noch nie abgekonnt, für mich ist das das Schlimmste, da hab ich mich nie dran gewöhnen können und werd das auch nicht so bald. Am liebsten hätte ich gekotzt, ich hab mich beherrscht, aber leicht war das nicht, beinah hätte ich noch draufgekotzt und mich nie wieder davon erholt - und wir sagten dann zu ihr Na Gott sei Dank, dass du das bald los bist, Mutter. Das hat sie entspannt. Und also Édouard - also nicht in demselben Maß, aber lange nach diesem Weihnachten hat er so Ausraster gehabt, hat alle mit sich in den Abgrund reißen wollen, wie die Alten, um die unsere Mutter sich gekümmert hat seinerzeit. Und er hat zu mir gesagt: Jeden Tag wurde es schwieriger. Am Ende hatte er beschlossen, zu Hause zu bleiben, allein, er rührte sich nicht mehr. Die Fensterläden hat er verrammelt. Sich eingesperrt. Die Hände auf die Ohren gelegt und feste zgedrückt, damit er die Nachbarn nicht mehr durch die Wand hören musste oder das Gerede der Hauswartsfrau im Innenhof von seinem Haus.«

An den Tagen, an denen ich ruhiger war, stellte ich mir vor, wie ich unversehens Unbekannte auf der Straße ansprach, irgendwo auf dem Bürgersteig oder im Supermarkt, um ihnen meine Geschichte detailliert zu erzählen, alles. In meinen Visionen ging ich auf den Betreffenden zu, er schrak zusammen, und ich redete los, ebenso vertraut und unverblümt, als würde ich ihn schon immer kennen, ohne mich vorzustellen, und was ich ihm da erzählte, war so hässlich, dass er nicht anders konnte als stehenzubleiben und mir bis zum Ende zuzuhören; er lauschte, und ich beobachtete sein Gesicht. Zum Zeitvertreib stellte ich mir Szenen vor, wo ich das so machte. Das habe ich Clara nicht erzählt, aber diese Phantasie vollständiger Schamlosigkeit und jener Auftritte hielt mich für Wochen innerlich aufrecht.

Ich konnte ja auch nicht aufhören, davon zu erzählen. In der Woche

nach Weihnachten hatte ich den meisten meiner Freunde den Vorfall geschildert, doch nicht nur ihnen, auch Personen, denen ich nicht so nahestand, entfernteren Bekannten oder Leuten, mit denen ich bisher kaum gesprochen hatte, manchmal auch nur auf Facebook. Es verärgerte mich, wenn der andere auf mich einzugehen versuchte, allzu viel Empathie zeigte oder mir seine Analyse des Geschehenen servierte, wie als Didier und Geoffroy drauf wetteten, er heiÙe in Wirklichkeit nicht Reda. Alle sollten davon wissen, aber ich wollte der Einzige in ihrer Mitte sein, der die Wahrheit erkannte, und je mehr ich sagte, je mehr ich redete, desto mehr bestärkte ich mich selbst in der Empfindung, ich sei der Einzige, der wirklich wusste, niemand sonst, im Gegensatz zu der lächerlichen Naivität der anderen. Jedwedes Gespräch lenkte ich irgendwie auf Reda, bezog alles auf ihn, als müsste jedes Thema ganz logisch die Erinnerung an ihn wachrufen.

In der ersten Februarwoche – gerade gut einen Monat nach Weihnachten – traf ich einen Schriftsteller, der mir kurz davor geschrieben und mich zum Mittagessen eingeladen hatte. Ich kannte ihn nicht, sagte aber zu, und ich weiß auch, warum. Ich sollte einen Beitrag für eine von ihm herausgegebene Literaturzeitschrift verfassen (einige Tage später lieferte ich einen aus offenkundigen Gründen sehr schlechten Text ab), und auch ihm gegenüber verhielt ich mich so wie beschrieben. In jener Zeit lebte ich neben meinen Worten her. Der Autor kam in das Restaurant, in dem ich schon wartete, unruhig auf meinem Stuhl hin und her rutschte und in der Hosentasche manisch am Radiergummi des Bleistifts herumspulte, den ich zufällig in der Hosentasche hatte; er zog seinen Flanellmantel aus, setzte sich, reichte mir die Hand, sobald er auf dem Stuhl saÙ, meine Lippen brannten vor dem Bedürfnis, über Weihnachten zu reden. Ich dachte: *Nein, das kannst du jetzt einfach nicht. Warte wenigstens ein bisschen. Nicht jetzt. Allein schon aus Höflichkeit. Warte noch. Tu wenigstens so, als würdest du über etwas anderes reden.* Draußen zeichnete sich das Graublau des Himmels an den Häuserwänden ab, ich erinnere mich nicht etwa daran, weil der Himmel mich interessieren würde, sondern weil ich, wenn ich nicht selbst redete, zerstreut und abgelenkt aus dem Fenster schaute.

Wir wechselten einige Sätze, ungefähr zehn Minuten lang hielt ich die Luft an, ich lief über, spürte, wie mir der Name Reda über die Lippen quoll. Ich beherrschte mich, tat so, als würde ich eines jener für derlei Treffen typischen Gespräche führen, spielte meine Rolle, fragte nach seiner Arbeit, seinen Büchern und Plänen, hörte aber nicht weiter hin. Ich hörte überhaupt nichts. Ich beantwortete seine Fragen zu denselben Themen und hatte für meine Antworten nicht mehr Aufmerksamkeit übrig als für seine; mich zurückzuhalten fiel mir umso schwerer, als alle Sätze, die er sagte oder zu denen er mir mit seinen Fragen Anlass gab, und auch all seine Bemerkungen mir nichts als verhohlene Aufforderungen zu sein schienen, von Weihnachten zu erzählen. Ich will damit sagen, dass ich überall Anknüpfungen schuf, dass meine Wahrnehmung und also meine Wirklichkeitskonstruktion vollkommen von Reda konditioniert waren. Und ich äußerte mich voller Angst, die Wörter *Reda* oder *Weihnachten* könnten mir zu früh, wider Willen entschlüpfen.

Und dann redete ich. Als ich den Augenblick für gekommen hielt, dachte ich: *Jetzt hast du dich lange genug beherrscht, jetzt hast du ein Recht zu reden*, und ich tat, worauf ich seit seiner Ankunft im Restaurant gewartet hatte: Ich riss das Gespräch an mich, redete das ganze Essen über, er sagte nichts mehr, außer kurzen Kommentaren zwischen zwei Bissen, die meinen Taumel nur verstärkten: »Wie schrecklich, Das ist ja furchtbar, Mein Gott« und dergleichen. Nach dem Essen beschwor ich ihn, nichts davon zu verbreiten, ich hatte übrigens keine Ahnung, warum ich das tat, und auch dafür entschuldigte ich mich, entschuldigte mich immer wieder, warum nur hatte ich ihm alles erzählt, ihm, den ich kaum kannte, wie hatte ich mich nur, das gestand ich ein, so deplatziert und unangemessen verhalten können: Nach diesem Modell lebte, redete ich in den Wochen nach dem Übergriff.

Der Redeirrsinn hatte bereits im Krankenhaus begonnen. Ungefähr eine oder zwei Stunden, nachdem Reda gegangen war, lief ich zur nächsten Klinik-Ambulanz, um eine antivirale Prophylaxebehandlung zu erbitten. Am 25. Dezember herrschte keinerlei Betrieb im Krankenhaus; ein Obdachloser wanderte im Wartesaal der